

# Still Alice

Der Abspann des Films „Still Alice“ hinterlässt einen ruhigen, beinahe geisterhaften Seminarraum. Vereinzelt hört man schweres Schlucken, die weißen Buchstaben auf schwarzem Hintergrund brennen förmlich. Zurück bleiben Fragen, die den Kern dessen berühren, was uns als Individuen definiert – Wer bin ich und was macht mich aus; wodurch definiere ich mich; verliere ich mich selbst, wenn ich mein Gedächtnis verliere; wer bin ich, wenn alles, was mich einst ausgemacht hat, dahinschwindet - kann das dann noch ich sein?

Is Alice still Alice?

Wir lernen eine Frau kennen, die mitten in ihrem Leben steht, Karriere gemacht hat, eine glückliche Ehe führt, Familie hat, in wissenschaftlichen Kreisen etabliert ist – eine Frau, die sich im Besonderen über ihre kognitiven Fähigkeiten definiert. Sie zählen zu den Dingen, auf die sie besonders stolz zu sein scheint und die sie über sich erzählt, sobald sie gefragt wird, wer sie ist. Dr. Alice Howland - Mutter, Ehefrau, angesehene Professorin der Linguistik. Doch im Verlauf des Films wird dem Zuschauer vor Augen geführt, wie durch die seltene frühmanifestierende Alzheimer-Demenz die Eloquenz und Intelligenz, die Alice fest zu ihrer Persönlichkeit zählt, in einem sukzessiven, doch progredienten Prozess zerfallen. Alice, die ihr akademisches Leben der Erforschung der Sprache widmet, muss nun nicht nur die Erfahrung machen, wie ihr der Zugriff auf ihren einstigen Wortschatz entgleitet, sondern auch wie sie dem, was ihr widerfährt hilf- und sprachlos gegenübersteht und wie sie die Orientierung und Kontrolle über ihr Leben zunehmend verliert.

Sie selbst fragt sich, bin ich dann noch ich? Wenn ich mich an mich nicht erinnere, an wichtige Dinge aus meinem Leben – zum Beispiel meine Kinder – kann ich dann überhaupt ich sein? Fähigkeiten, die zuvor täglich und selbstverständlich genutzt wurden und deswegen implizit abgerufen werden konnten, weil sie so routiniert wie

Fahrradfahren, Autofahren und Zähneputzen ablaufen, sind für sie mit einem Mal wie nicht existent. Sie hält eine Vorlesung vor Studenten und ihr fällt das nächste Wort nicht mehr ein, sie verirrt sich beim Joggen auf dem Campus, den sie fast täglich durchquert, sie erkennt ihre Tochter nicht wieder, findet das Badezimmer nicht.

Nicht allein durch die Wahl der Schauspieler, die vor allem durch die großartige Besetzung und authentische schauspielerische Leistung der Hauptdarstellerin Julianne Moore besticht, sondern auch durch den gezielten Gebrauch filmischer Stilmittel gelingt es dem Film, dem Zuschauer nicht nur das Erleben und die Entwicklung der Patientin im fortschreitenden Verlauf der Erkrankung nahe zu bringen, sondern auch wie sich das Leben ihrer gesamten Familie dadurch verändert.

Während der Erzählstil anfänglich klar und präzise ist, wird er zunehmend bruchstückhaft und spiegelt dadurch Alice Erleben gekonnt wider. Es erlaubt dem Publikum in Alice' Haut zu schlüpfen und ihre Entwicklung auf diese Weise nachzufühlen. So wie das Bild vor den Augen des Zuschauers verschwimmt Alice Leben vor ihren Augen, wird dunstig und ungreifbar. Sie schwimmt in dem Nebel, der ihre Erinnerung füllt, greift zunehmend verzweifelt nach jedem rettenden Ast, der ihr für den Moment Halt und Orientierung bietet, klammert sich an die Reste ihrer einstigen Persönlichkeit und muss zunehmend all ihre Kraft aufbringen, in diesem Meer der Hilflosigkeit und Verzweiflung nicht unterzugehen und sich selbst und ihr Leben trotz dieser Situation nicht aufzugeben. Sie kämpft dabei nicht nur um ihr einstiges Leben, sondern auch um ihr zukünftiges - ein Kampf gegen sich selbst ums Überleben, um den Lebenswillen, darum trotzdem weiterleben zu wollen, auch wenn sie nicht mehr derselbe Mensch ist wie zuvor. Ihr Leben zerfällt in Stücke, es hängt in Fetzen an ihr herab, sie schält sich aus ihrer Persönlichkeit heraus.

Eindrucksvoll wird das auch im Umgang ihrer Kinder mit der Erkrankung ihrer Mutter erkennbar. Jedes ihrer erwachsenen Kinder findet eine andere Art und Weise, die mit einem Mal demenzkranke Mutter in ihr Lebensbild zu integrieren. Abstand, Abwehr,

Überbehütung, Liebe. Was ist richtig? Wie soll man mit einem Menschen umgehen, der einem plötzlich fremd wird und doch noch immer die eigene Mutter ist, also jemand, der einem einmal unheimlich nah und vertraut war und auf irgendeine Weise doch auch noch immer ist?

Doch durch ihre Verzweiflung und Aussichtslosigkeit hindurch sucht auch Alice nach Wegen, ihre Erkrankung in ihr eigenes Lebensbild zu integrieren, wieder an eine Zukunft zu glauben, die zu erleben wertvoll ist und sich im Bewusstsein der vergänglichen Gegenwart, die ihr nun nicht einmal mehr in Erinnerungen beständig bleibt, den Wert des derzeitigen Momentes umso bewusster zu machen und ihn schätzen zu lernen. Alice hohes kognitives Niveau ermöglicht es ihr dabei, mit ihrer Erkrankung kreativ umzugehen - sie baut sich Eselsbrücken, versucht sich selbst zu trainieren, indem sie sich Gedächtnisübungen aufgibt, markiert mit einem Stift in einem Text die Teile, die sie bereits vorgelesen hat, um bei einer Rede nicht den Faden zu verlieren. Sie kompensiert und verliert sich dennoch zusehends mehr. Sie wird geisterhaft.

Nach dem Film macht sich ein betroffenes Gefühl breit. Besonders Alice' Rede und ihre dabei offenkundige Stärke schleichen sich in die Zuschauer und erwecken nicht nur Mitgefühl, sondern eine Art Achtsamkeit. Die eigene Gesundheit erhält mit einem Mal einen anderen Stellenwert. Der Ärger darüber, dass man beim Einkaufen schon wieder die Seife vergessen hat, rückt in den Hintergrund – denn auch, wenn keine Seife im Haus ist, so erinnert man sich wenigstens daran, wie man sich die Schuhe zubindet, wo die Toilette ist und vor allem ergibt das Gesicht, das im Spiegel zurückblickt, einigermaßen Sinn. Man ist immer noch man selbst. Und auch wenn Alice all die Dinge verliert, durch die sie sich einst definiert hat, ist sie immer noch Alice. Still Alice - nur anders.